

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Photogr. aut. H. Noll Gießen.

## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

XXIX.

Drei Tage später hatte Moriz Gassel seine Anklageschrift wieder in Händen. Sie kam aus Sultisch. Daraus ersah er, daß sie gar nicht in Breslau gewesen war. Doktor Schriß hatte es vorgezogen, diese ärgerliche Sache unter der Hand aus der Welt zu schaffen, was ihm um so leichter gelingen mußte, da der Schulrat sein Dunkel war, der von der Tüchtigkeit seines Neffen fest überzeugt war und ihn nach Möglichkeit begünstigte. Er hatte den unter dem Schulrat Dupfer etwas verlotterten Kreis wieder auf die Stufe der Ordnung und der straffen preussischen Zucht gehoben. Auch das Ueberwachungs-system ließ sich von diesem Standpunkt aus verteidigen. Außerdem blieb der Fall Gassel vereinzelt.

Davon aber wußte Moriz Gassel nichts, weil er die Führung mit seinen Kollegen vollständig verloren hatte. Um so härter trat auf ihn die Notwendigkeit, von Brislawe, das ihm in den Jahren zur Heimat geworden war, zu scheiden, wenn auch nur auf ein Jahr. Immer näher rückte das Ende des Schuljahres, und er vermochte sich nicht aufzuraffen, um Anordnungen für seine Ueberfiedlung zu treffen. Wo Klegine lag, wußte er noch immer nicht. Aber ihm schwante, daß es wenig empfehlenswert sein und dicht an der Grenze liegen müsse. Vielleicht hatte er da die halbe Schulkasse voll polnisch sprechender Kinder!

Traurig ließ er den Kopf hängen und ging in den Garten, wo sich die Knospen an Sträuchern und Bäumen schon zu regen begannen. Wie würde das alles nach einem Jahre aussehen!

Mit einem Seufzer machte er sich daran, den Bienenvölkern, die schon zu warm saßen, die Winterhüllen abzunehmen.

Da hörte er heftiges Pochen an der Haustür. Er ging und öffnete. Draußen stand ein Mann in den besten Jahren, dem man den Lehrer auf hundert Schritt ansah.

„Guten Tag, Herr Kollege!“ sagte er überaus freundlich und streckte die Hand aus. „Sie gestatten wohl. Mein Name ist Littich. Sie kennen mich doch? Auf der Kreis-Lehrerkonferenz haben wir uns gesehen.“

Moriz Gassel strich sich mit der flachen Hand über die Stirn, er konnte sich nicht erinnern. Und doch war dieses listige Fuchsgesicht mit den unsicheren, schnüffelnden Augen auffällig genug.

„Sie wünschen?“ fragte er verwundert, als sich der Fremde in die Tür drängte.

„Ich möchte mich halt ein bißchen umsehen hier!“ meinte er unbefangen.

„Umsehen?“ rief Moriz Gassel, verblüfft über diese Kühnheit. „Weshalb denn?“

„Na!“ erwiderte der Herr Kollege und lächelte. „Ich bin doch Ihr Nachfolger!“

„Ja so!“ sprach Moriz Gassel und stieß die Tür des Klassenzimmers auf.

Dafür aber schien sich Herr Littich nicht sonderlich zu interessieren. Kaum, daß er einen Blick hineinwarf.

„Mir ist mehr um die Wohnung zu tun.“

Moriz Gassel führte ihn durch die Küche und die drei Zimmer und zeigte ihm auch die Giebelstube. Drei Räume waren leer, denn er bewohnte nur das eine, das der Schulstube gegenüberlag.

„Großartig!“ entfuhr es dem Nachfolger. „Meine Erwartungen sind total übertroffen. Es ist ja auch eine Wohnung für einen verheirateten Lehrer. Ich verstehe gar nicht, wie Sie als Unverheirateter so lange hier bleiben durften. Und die zweite Prüfung haben Sie auch noch nicht gemacht.“

Moriz Gassel stieg ein würgender Ball in der Kehle empor. Er hätte diesem Menschen am liebsten eine Ohrfeige gegeben. Aber er bezwang sich, er hatte die letzten Wochen hindurch im Selbstbesiegen schon Erkleckliches geleistet. Doch das Gefühl, daß Kollege Littich eine besonders geeignete Kreatur für den Schrißschen Spionierdienst war, wurde er nicht mehr los. An der Haustür blieb Moriz Gassel stehen und wartete darauf, daß sich der Herr Kollege wieder empfehlen würde. Aber der ging nicht.

„Wollen Sie mir nicht auch den Garten zeigen?“

Moriz Gassel schluckte herzhaft den quälenden Ball hinunter und schritt wieder voraus.

Schweigend gingen sie durch die Beerenbüsche, die schon grüne Spitzen an den Zweigen zeigten, um die drei Mistbeete, unter deren Glasfenstern es schon lustig keimte, über den Grasplatz, auf dem die Hochstämme standen, bis zum Bienenschuppen. Hier blieb der Herr Kollege in respektvoller Entfernung stehen.

„Sie sind wohl kein Imker?“ fragte ihn Moriz Gassel.

„Zawohl!“ erwiderte der andere, beinahe beleidigt.

„Aber ohne Bienenhaube imkere ich nicht!“

„Na ja!“ meinte Moriz Gassel nicht ohne Schärfe. „Es gibt auch solche Imker.“

Der andere überhörte das vornehm. Er hatte in der Schrißschen Schule schon manches gelernt. Im großen Bogen wich er den summenden Bienenvölkern aus und nahm die Spargelplantage in Augenschein. Die langen Beete waren schon bis zu einer Höhe von vierzig Zentimetern aufgehäuft. Nächstes Jahr konnten sie den ersten Ertrag bringen.

„Verstehen Sie etwas von Spargelzucht?“ fragte Moriz Gassel und konnte den Dohn nicht ganz unterdrücken.

„Das kann man ja lernen!“

„Manch einer lernt's nie!“

„Erlauben Sie mal!“ rief der Kollege aufgebracht. „Ich verbitte mir diese Bemerkungen. Ich mache Ihnen hier in aller Höflichkeit einen Besuch, und Sie behandeln mich mit derartigen Redensarten!“

„Schreiben Sie sich nur diese Redensarten auf!“ antwortete Moriz Gassel, in dem es kochte. „Der Herr Kreis-  
schulinspektor Doktor Schriell wird Ihnen dafür dankbar sein!“

„Das ist infam!“ schrie der andere.

„Wenn Sie's nur einsehen!“ sagte Moriz Gassel trocken.

„Für gewöhnlich nennt man das Denunziation!“

„Es ist mir ganz gleichgültig, wie Sie es nennen!“ wich Kollege Lüttich aus. „Ich halte es für meine Pflicht, Un-  
gehörigkeiten meiner vorgesetzten Behörde anzuzeigen. Für  
meine Berichte stehe ich mit meinem Namen und mit meiner  
Ehre ein.“

„Kunststück!“ meinte Moriz Gassel. „Ein Denunziant  
hat keine Ehre!“

„Haben Sie die Absicht, mich zu beleidigen?“ schrie der  
andere wütend.

Moriz Gassel schwieg, verschränkte die Arme und sah  
dem Eindringling kalten Blickes in die Augen.

„Welche Meinung Sie über mich haben, ist mir übrigens  
gleichgültig!“ fuhr er fort. „Ich werde Ihnen aber beweisen,  
daß ich ein anständiger Mensch bin. Sie haben mit dem  
Garten allerhand Auslagen gehabt. Ich bin nicht verpflichtet,  
Sie Ihnen zu erlegen. Aber ich werde es tun. Für jeden  
Fruchtbaum biete ich Ihnen eine Mark und für die Bienen-  
völker —“

„Ersparen Sie sich die Mühe!“ meinte Moriz Gassel  
ruhig. „Ich verzichte auf den Beweis Ihrer Anständigkeit.  
Ich überlasse Ihnen den Garten und die Bienen ohne Geld.  
Denn ich komme in einem Jahre wieder hierher zurück!“

„Was?“ rief der andere entrüstet. „Hierher zurück?  
Das gibt's nicht. Ich bin fest angestellt. Ich werde mich  
schwer hüten, wieder auf die Wandererschaft zu gehen.“

„Ich habe die feste Zusage!“ erwiderte Moriz Gassel  
unsicher.

„Haben Sie's schriftlich?“ höhnte der liebe Kollege.  
„Also, was denken Sie sich eigentlich? Nehmen Sie das  
Geld und seien Sie zufrieden. Oder Sie kriegen überhaupt  
nichts!“

„Ich sehe!“ sagte Moriz Gassel grimmig lächelnd. „Daß  
Ihnen der Beweis Ihrer Anständigkeit recht schwer fällt.  
Behalten Sie Ihre Groschen. Ich werde mir schon mein  
Recht suchen. Und nächstes Jahr komme ich wieder zurück.  
In einem Jahre werden Sie ja nicht gleich alles in Grund  
und Boden gewirtschaftet haben. Und wenn Sie dann nicht  
gehen wollen, werde ich beim Herrn Kreis-  
schulinspektor ein-  
kommen, daß Sie nach einer Stelle ver-  
setzt werden, wo Sie  
fünfzig Mark mehr Grundgehalt kriegen.“

Damit drehte er ihm den Rücken und ließ ihn stehen.

Kollege Lüttich zog mit hochrotem Kopfe ab und suchte  
Sebalbus Pohl auf, bei dem er sich nach Herzenslust sittlich  
entrüsten konnte. Die beiden kannten sich schon von früher  
her und traktierten sich gegenseitig mit „Herr Kollege“. Dabei  
belauerten sie sich gegenseitig, weil sie nun über-  
einander berichten mußten, um bei Doktor Schriell fernerhin  
wohlgefiten zu sein. So wirkte die Erziehung zur Pflicht-  
treue und sittlichen Reife, womit der neue Kreis-  
schulinspektor den Schlenbrian des alten auszurollen bestrebt war.

Moriz Gassel aber ging zu August Knorreck, um ihn  
um Rat zu fragen.

„Lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen!“ sprach  
der zuversichtlich. „Mir hat's der Regierungspräsident in  
die Hand versprochen, daß alles wieder ins alte Gleis  
kommt. Und will der neue Lehrer nicht gehen, dann machen  
wir eine Eingabe, daß wir ihn nicht mögen. Und ich will  
schon dafür sorgen, daß alle im Dorfe unterschreiben!“

Moriz Gassel gab sich damit vorderhand zufrieden,  
wenn ihn auch die Angst nicht ganz verließ.

„Das Geld, was Sie da in den Boden gesteckt haben!“  
fuhr der Inspektor fort, „übernimmt einstweilen die Schul-  
kasse. Und die Bienen stellen Sie so lange in den Park. Der  
Gärtner kann sie mit besorgen. Suchen Sie sich irgend einen  
Platz aus, der Ihnen am besten paßt.“

Moriz Gassel nahm das Anerbieten dankbar an und  
ließ am Abend die Bienenstöcke von zwei Dominiararbei-  
tern, die ihm der Inspektor zur Verfügung gestellt hatte,  
in den Park tragen. Der Bienenschuppen wurde abgebrochen  
und dicht neben dem Gemüsegarten des Gutes, wo der Park  
aus niedrig gehaltenen Obstbäumen und Büschen bestand,  
wieder aufgebaut. Drei Tage brauchten die Bienen, dann  
hatten sie sich an die neue Umgebung gewöhnt. Bald war  
der erste April da, und Moriz Gassel mußte Abschied

nehmen. Der Inspektor hatte ihm einen Leiterwagen ge-  
stellt, auf den Moriz Gassel seine wenigen Habseligkeiten  
packte.

Dann ging er zum letzten Male ins Inspektorhaus, wo  
er zur Hentersmahlzeit eingeladen war. Sogar zwei Flaschen  
Wein standen auf dem Tische. Das war bei August Knorreck,  
der keine Verschwendung liebte, schon sehr viel. Auch Hed-  
wig nahm daran teil.

„Profit, Herr Gassel!“ sagte der Inspektor und stieß  
mit dem Auswanderer wider Willen an, der eine recht  
betrübt Miene aufgesetzt hatte. „Glückliche Reise und frohes  
Wiedersehen!“

Moriz Gassel dankte.

„Ach!“ sagte er kleinlaut. „Ich weiß noch immer nicht,  
wo Klegine liegt.“

„Nacht nichts!“ tröstete ihn Thomas Hauschild, der  
den Nebenbuhler nicht ohne innere Genugtuung scheiden  
sah. „Halten Sie sich nur immer auf Domschau zu. Bis  
Groß-Bartenberg weiß der Knecht den Weg. Von da ab  
müssen Sie sich weiter fragen. Sie werden schon hinkommen.“

„Ums Hinkommen ist mir nicht bange!“ meinte Moriz  
Gassel bedrückt. „Aber ums Herkommen!“

Jetzt nahm sich Frau Knorreck seiner an und spendete  
ihm mütterlichen Trost. Dann stand er auf und reichte  
jedem noch einmal die Hand.

Als er zu Hedwig kam, die still und teilnahmslos da-  
gesehen hatte, stand sie auf und streckte ihm die Hand ent-  
gegen.

„Ich wünsche Ihnen viel Glück!“ sprach sie leise und  
erwiderte schwach seinen etwas hastigen Druck. „Auf Wie-  
dersehen, Herr Gassel!“

Da stieg ihm wieder der würgende Ball in die Kehle,  
daß er kein Wort herausbringen konnte. Wenn er nicht an  
sich gehalten hätte, wären ihm die Augen voll Wasser ge-  
laufen.

„Ich laß anspannen!“ rief Thomas Hauschild, nahm die  
Müge und lief hinaus.

Eine Viertelstunde später rollte der Leiterwagen das  
Dorf hinunter. Vor der Schule standen die Kinder und  
starren ihrem Lehrer nach, den sie gerne behalten hätten.

„Adieu! Kinder!“ rief Moriz Gassel vom Wagen her-  
unter. „Wenn ihr recht artig und fleißig seid, komm ich  
übers Jahr wieder!“

Da kam plötzlich Leben in den Hausen, und sie liefen  
dem Wagen nach, bis das Dorf zu Ende war.

(Fortsetzung folgt.)

## Napoleon auf St. Helena.

Zum hundertjährigen Gedenktage seiner Verbannung.  
Von Albert Frid.

Am 22. Juni 1815 hatte Napoleon I. zugunsten seines Sohnes  
abgedankt, hatte sich unschlüssig über das, was er tun sollte, nach  
Rochefort begeben, wo er den Häfen von englischen Schiffen blockiert  
sah, und sich am 15. Juli dem englischen Linien-  
schiff „Belle-  
roophon“ anvertraut, wo er der Bestimmung der verbündeten  
Monarchen von England, Oesterreich, Rußland und Preußen über  
ihn harpte, die ihn als ihren Gefangenen betrachteten.

Unter Metternichs Leitung wurde die Ueberführung Napoleons  
nach der Insel St. Helena beschlossen und ferner, die Bewachung  
dieselbst der britischen Regierung anzuvertrauen, jedoch sollten die  
drei übrigen Regierungen Kommissäre zu dauerndem Aufent-  
halt nach jener Insel senden. Am 2. August 1815 war dieses  
Abkommen zu Paris geschlossen worden. Am 7. August 1815 er-  
folgte die Ueberführung nach dem Felsen-Eiland St. Helena, dessen  
Verwaltung die britische Regierung kurz zuvor übernommen hatte.  
Die im Atlantischen Ozean liegende Insel mißt siebzehn Kilometer  
in der Länge und elf Kilometer in der Breite, ungefähr also einen  
Flächeninhalt von etwas über zwei Quadratmeilen, erscheint aber  
durch den bergigen Charakter noch kleiner.

Auf einer 600 Meter hohen Ebene im Mittelpunkt des  
Eilands, Longwood genannt, lag das bescheidene Wohnhaus des  
Gefangenen von St. Helena und daneben die Wohnungen der  
wenigen Getreuen, die ihm in diese Verbannung gefolgt waren.  
Vor allem gehörte zu diesen Graf Henri Gratien Bertrand  
(1773—1848) mit seiner Familie, der Napoleon schon nach Elba  
begleitet hatte, und während der „hundert Tage“ sein Vertreter  
gewesen, auch bei Waterloo an seiner Seite war. Ferner blieb  
ihm auch auf dieser Verbannungsfahrt Graf Charles Tristan de  
Montolou (1783—1853) treu, der während der „hundert Tage“  
ihm als Generaladjutant gedient hatte. Auch seine Gemahlin  
folgte ihm auf das Felsenland, doch hielt deren zarte Gesundheit  
dem Klima nicht lange Stand, und das Ehepaar mußte sich trennen.

Während die Gräfin nach Europa zurückkehrte, blieb Montholon selbst bis zum Tode Napoleons dessen Vertrauter, den dieser auch mit der Vollstreckung seines Testaments beauftragt hatte.

Auch General Gaspard de Bourgaud (1783—1852), der einst in der Schlacht bei Brienne dem Kaiser das von Rossen bedrohte Leben gerettet hatte und seitdem Napoleons größtes Vertrauen genoss, gehörte zu der kleinen Zahl der getreuen Gefährten, die Napoleon ins Exil nach St. Helena begleiteten; doch kehrte er schon im Jahre 1818 nach Europa zurück, aus Gründen, über die völlige Klarheit nicht herrscht. Noch sind die beiden Grafen Las Cases zu nennen, die den Verbannten nach St. Helena begleiteten, aber sehr bald durch den englischen Gouverneur entfernt wurden. Graf Emanuel Augustin Deiononné de Las Cases (1766—1842) bat aus freien Stücken, lediglich aus treuer Freundschaft für Napoleon, diesem mit seinem ältesten, damals fünfzehnjährigen Sohne nach St. Helena folgen zu dürfen, wo beide, Vater und Sohn, dem Verbannten Sekretärdienste leisteten. Da aber der ältere Las Cases heimliche Verbindungen mit Europa anknüpfte, wurden beide bereits nach Jahresfrist nach Europa zurückgeschickt. Auch Las Cases, der in Frankfurt am Main Aufenthalt nahm, hat es ebenso wie der erwähnte Bourgaud versucht, die 1818 in Vachen zum Kongreß versammelten Monarchen zu Napoleons Gunsten zu stimmen, was weder dem einen noch dem andern gelang.

Zweifellos war die Lage Napoleons auf St. Helena eine solche, daß sie sehr der Verbesserung bedurfte. Die Engländer benahmten sich damals wie heute würdelos ihren Gefangenen gegenüber. Sir Hudson Lowe, der Gouverneur von St. Helena, tat alles, den Gefangenen seine verzweifelte Lage so sehr wie möglich fühlen zu lassen. Er betrieb sich zwar darauf, daß seine Regierung ihm größte Strenge anempfohlen hatte, und man darf das, nach dem, was wir heute hundert Jahre später erleben, als sicher annehmen. Aber keine Vorschrift einer Regierung durfte ihm befehlen, den Gefangenen mit Kleinodem, ingrinnigem Haß zu verfolgen, ihn mit pedantischen Quälereien zu schikarisieren, den bereits schwer kranken Gefangenen noch zu verdächtigen.

Zu den kleinlichen Verfolgungen dieses Gefangenenväters Napoleons gehörte es, daß keiner der Getreuen der Verbannten es wagen durfte, von einem „Kaiser Napoleon“ zu sprechen. Er sank wieder zum General Bonaparte zurück, nur von einem solchen noch durfte die Rede sein. Daß Sir Lowe seinen Gefangenen streng bewachte, war seine Pflicht, zumal es offenkundig war, daß Napoleon fortgesetzt auf Fluchtpläne sann. Aber abgesehen davon, daß dem Gouverneur genügende Bewachungsmittel zur Verfügung standen, jede Flucht zu verhindern, überstieg sein Mißtrauen weit die Grenzen des Erlaubten. Nicht nur, daß Napoleon keinen Brief verschicken durfte, ohne daß Sir Lowe davon Einsicht genommen, — geheime Mitteilungen durch seine Getreuen zu versenden, hätte der Gouverneur dem Gefangenen kaum hindern können, — nicht nur, daß er die Ärzte, die Napoleon behandelten, verdächtigte und daher den bereits Schwerkranken ohne genügende ärztliche Hilfe ließ, mußte er auch jene, dem Vertrage gemäß von den übrigen Staaten nach St. Helena geschickten Kommissare von dem Gefangenen fernzuhalten.

Sir Hudson Lowe sagte sich, daß Oesterreich, Rußland und Preußen jeweilig im Bündnis mit Napoleon gestanden hatten, daß daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß die Interessen der Großmächte sich wieder einmal so gruppieren könnten, daß sie sich zu einer anderen Auffassung von des Gefangenen Stellung bekehrten, als die britische Regierung sie vertrat. Im September 1817 fand vierhundert Schritt vor Longwood ein Wettrennen statt. Auf Einladung des Gouverneurs waren auch die Kommissare zugegen. Man erfuhr, daß Napoleon auf dem Balkon seines Hauses erschienen war, um ebenfalls zuzuschauen. Lowe ließ die Kommissare in einen Graben treten, von wo sie nach Longwood blicken konnten, ohne selbst von Napoleon entdeckt zu werden. Von diesem „Schützengraben“ aus haben sie Napoleon das erste und einzige Mal gesehen — durchs Fernrohr; es war das einzige Mal, daß die von Europa bestellten Beaufsichtigter der Gefangenhaltung Napoleons sich von seiner Anwesenheit auf St. Helena überzeugen konnten.

Daß die Wachsamkeit Lowses berechtigt war, ist zweifellos; Napoleon hörte nicht auf zu hoffen, solange seine Gesundheit noch nicht völlig erschüttert war; mit der Zeit freilich wurde er mürrisch, je mehr seine Gesundheit litt. Da er den Entschluß gefaßt hatte, das Zentrum der Insel, Longwood, nicht zu verlassen, entbehrte er der Körperbewegung. Schließlich beschäftigte er sich mit Gartenbau. Mit seinen Gefährten gemeinsam legte er von November 1819 bis Mai 1820 Gemüse- und Blumenbeete in der Nähe seines Hauses an und machte Anpflanzungen. Im Schlafrock, einen breitkrempigen Strohhut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand, dirigierte er den ganzen Vormittag seine Gefährten, um nachmittags dann erfrischt seine Lektüre und Diktate aufzunehmen.

Anfang des Jahres 1821 drängte sich dann seiner Umgebung die Erkenntnis auf, daß die Leiden, über die der Verbannte von St. Helena klagte, ernüchternde Natur seien. Was man für Hypochondrie, für Sehnsucht nach der Welt, nach der Herrschaft gehalten, war ein schweres Leberleiden, von dessen Krebsartiger Natur man erst nach dem Tode sich überzeugte.

Am 5. Mai 1821 um 5 Uhr 45 Minuten nachmittags verschied Napoleon.

Trotzdem er lange krank gewesen, überraschte doch die Nach-

richt von Napoleons Tod in der gesamten Welt; die Nachricht kam überall unerwartet, weil Lowe gestilltlich die Kunde von des Gefangenen schwerer Erkrankung nicht hatte bekannt werden lassen, zum Teil auch nicht an diese Erkrankung glaubte. In seinem bis zum letzten Augenblick unbegrenzten Mißtrauen nahm er an, Napoleon mache sich kränker als er sei, um einerseits weniger bewacht zu sein, andererseits das Mitleid der Welt zu erwecken. Erst der Tod seines Gefangenen, bei dem Lowe anwesend war, überzeugte ihn davon, daß er nicht hintergangen worden war und werden sollte.

Zweifellos war St. Helena für alle Teile ein des Napoleon-Dramas unbilligliches Nachspiel. Und daran waren die Engländer schuld, die damals wie heute zeigten, daß sie dem Feinde gegenüber jedes Taftgefühl verlieren, sich in niedrigster Weise den Gefühlen kleinlicher Rachsucht dem gegenüber hingeben, der ihnen in die Hände fällt.

## Vermisches

• Keine „season“ in London. Was seit Menschen- und Menschengedenken sich nie ereignet hat, ja, was der Normal-Engländer als eine völlige Unmöglichkeit belächelt hätte, das ist durch den Krieg zur Wirklichkeit geworden: London hat keine „season“. Jetzt ist ja gerade die Zeit, wo in der englischen Hauptstadt sonst alles zusammenzufließen pflegte, was „dazu gehören“ wollte, wo die Theater, die Konzerte, die Sportfeste, die gesellschaftlichen Unterhaltungen sich jagten — bis für den korrekten englischen Gesellschaftsmenschen der Augenblick gekommen war, zu verschwinden. Um erst zum Beginn der Moorhuhnjagd wieder aufzutreten. All das ist gewesen. Die großen Hotels in „Piccadilly“ stehen zu drei Vierteln leer. Die berühmten Henley-Regatten fallen aus, und an jene Cricket-Wettkämpfe, die sonst zu den Sensationen der Saison gehören, denkt kein Mensch. Nach 10 Uhr abends darf kein Wein, noch irgend ein anderes alkoholisches Getränk mehr verabreicht werden, und die Folge ist natürlich, daß die eleganten Abendmahlzeiten in den Gasthöfen ganz und gar von der Tagesordnung verschwunden sind. Die neue Ordnung der Dinge führt zu Szenen, die, wie selbst in einem Londoner Briefe des „Temps“ anerkannt wird, zuweilen geradezu einen clownartigen Charakter tragen. Eine Viertelstunde vor 10 h. B. erscheint im Wirtshaus ein Gast, bestellt sein Essen und eine halbe Flasche Wein. Der Kellner beeilt sich keineswegs, die letztere zu bringen, vermute ich hält er es für angemessen, damit zu warten, bis der erste Gang auf dem Tische steht. Aber der Gast wird ungeduldig, sieht abwechselnd auf die Uhr und den Kellner, und singt schließlich an, so ungemächlich zu werden, daß der Kellner sich doch dazu herabläßt, ihm die ersehnte Flasche zu bringen. Eilig schenkt sich der Gast ein Glas voll — aber da erkönnen die verhängnisvollen zehn Glockenschläge der Uhr, der Kellner entseht dem Gaste die Flasche und feuzend muß dieser sich mit dem Glase begnügen, das er gerade noch vor Torseschluß erobert hat.

• Die Suppe mit Kanonenkugeln. — Ein heiteres Geschichtchen von der Furchtlosigkeit des alten Blücher finden wir in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“. (Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.) Blücher lag am 29. Januar 1814 mit seinem Hauptquartier im Schlosse zu Brienne. Zwischen seiner und Schwarzenbergs Armee klappte im Augenblick eine Lücke, die Napoleon zu benützen insallten traf, um Blücher, den schlimmsten Turdquerer seiner Pläne, endlich entscheidend aufs Haupt zu schlagen. Dieser eruhr beizeiten von der gegen ihn gerichteten Absicht durch einen von seiner Kavallerie ausgehenden Befehl des Kaisers an Marschall Mortier. Da er selbst die augenblicklichen Schwächen seiner Stellung kannte, traf er die Vorkehrungen zum Rückzuge, doch nicht — es war ja Blücher! — ohne den Angreifern mit seinen Truppen um Brienne bis zum letzten Augenblick die Stirn zu bieten. Die Schlacht war im Gange. Feindliche Granaten flogen in die Stadt und zündeten an verschiedenen Stellen. Blücher verfolgte die Entwicklung der Dinge von der Schloßterrasse aus. Der Feind machte nur langsame Fortschritte, so daß unserem Blücher schließlich das Beobachten zu langweilig wurde. Er ging also mit den Offizieren in den Saal und setzte sich zu Tisch. Auch ein gefangener französischer Offizier war mit an der Tafel. Während die gewöhnliche Feiterkeit unter den Tafelnden herrschte und man eben bei der Suppe war, schlugen einige Kanonenkugeln in den Saal. Der Feldmarschall machte seinem französischen Gaste höfliche Entschuldigungen und beauftragte einen Offizier von der Stabswache, ihn an einen geschützteren Ort zu bringen. Der Gefangene jedoch lehnte das Anerbieten dankend ab mit dem Bemerkten, er befinde sich in zu angenehmer Gesellschaft, um dieselbe zu verlassen. Nicht so gelassen blieb ein anderer Gast. Als Kanonenkugeln durchs Dach schlugen und auf dem Boden über den Köpfen der Tischgesellschaft großes Gepolter verursachten, rutschte er auf seinem Stuhle hin und her, wie um auszuweichen, wenn die Decke herunterkäme, auf die er beständig den bedenklichen Blick gerichtet hielt. „Gehört das Schloß Ihnen?“ fragte Blücher. „Erzählen, nein.“ „Na, denn man nicht ängstlich. Die Ausbesserungskosten haben Sie ja nicht zu bezahlen, und die Kanonenkugeln fallen uns ja noch nicht in die Suppe.“ Sprach's und ließ sich auch beim Fortgang des Mahles, bei dem die Franzosen mit der aufdringlichen Peitlage nicht nachließen, nicht weiter stören.

• Eine Feldpostkarte des Generalfeldmarschalls von Mackensen, die der Sieger von Gorlice-Tarnow aus Anlaß eines Jubiläumsgarusses an einen Brünner Volksschullehrer sandte, wird im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Meer Land und Meer“ in Facsimile veröffentlicht. Der schöne Wagnus des siegreichen deutschen Seeführers an die Jugend lautet:

U. S. W. II d. 13 5. 1915.

Ihnen und Ihren Schülern danke ich herzlich für die mir in jugendlicher Begeisterung gesandten willkommenen Glückwünsche. Machen Sie den Jungens klar, daß es die Aufgabe der deutschen Jugend von heute sein wird, die sittlichen u. religiösen Kräfte im Volke lebendig zu erhalten, welche ihr die Noth, aber auch die Größe ihres gegenwärtigen Erlebens als das Geheimniß der Unbesiegbarkeit eines Volkes offenbaren. Gott beschulen! Ergebenst  
Mackensen.

• Wer deutsch versteht. „Kleiner Bolack, werde ich hier durchkommen durch den Fluß?“ rief der Reiter einem am Ufer spielenden braungebrannten Knaben zu. — „Versteht du deutsch, Herr?“ gab der Junge zurück. — „Dummer Kerl, das hörst du doch! Aber nun schnell: Komme ich durch?“ — „Du wirst es, Herr!“ sprach der Knabe, und schaute zu, wie der Reiter in den Fluß hineinritt. Das Flußbett war jedoch voller Schlamm und schon am Ufer blieb das Pferd stecken. Nur mit Mühe und Not konnte der Mann wieder auf das Trockene gelangen. Mit einigen herzhaften Flüchen bedankte er sich bei dem Jungen. Der aber sprach ernsthaft: „Herr, verstehst du nicht deutsch? Mein Vater sagt immer: Wer deutsch versteht, kommt überall durch.“

• Volkszählung bei den Seelöwen. Da die Seelöwen, die an den Küsten des Beringsmeeres und auf den Kleiten haufen, Eigentum der amerikanischen Regierung sind und diese ein Interesse an der Feststellung hat, ob die Kopzahl dieser Seelöwen zu- oder abnimmt, so sendet sie alle Jahre einige Vertreter nach Alaska, um eine Volkszählung der Seelöwen vorzunehmen. Das Unternehmen ist nicht ganz leicht, denn die Tiere halten sich am liebsten in wild zerklüfteten Felspartien auf und es erfordert eine beträchtliche Gewandtheit, um bald über Klippen und Felsblöcke am Meeresrande, bald über flassende Felsengrate über dem Meere hinwegzukletteren. Ueberdies sind die Tiere sehr scheu, es kommt daher darauf an, sie an Gewandtheit zu übertreffen und ihnen durch eine strategische Wendung den Rückzug nach dem Meere abzuschneiden. Wie viele Familien auf dem von den Agenten gerade bereisten Gebiet haufen, läßt sich aus der Zahl der männlichen Alten feststellen, die gewöhnlich in den Klippen liegen und beim Nahen eines Menschen hochschnellen, um sich möglichst rasch in die Fluten zu werfen; schwieriger ist es, die Zahl der Mütter, und das Schwierigste, die der Neugeborenen des Jahres festzustellen. Immerhin haben sich Dutzend Sams Sendlinge zu helfen gewußt. Da eine Seelöwin jährlich nur einem Jungen das Leben gibt, so braucht nur die Zahl der festgestellten jungen Seelöwen verdoppelt zu werden, um Mütter und Nachwuchs herauszurechnen. Wie werden nun aber die Sprößlinge des Jahres ermittelt? Einfach genug. Anfang August, wenn die Seelöwenjungen eben geboren und von ihren Müttern bereits verlassen worden sind, aber doch noch keinen längeren Aufenthalt in der See riskieren, treiben zwei Agenten, der eine von der Küste, der andere vom Lande aus die vorhandenen Tiere einander zu und scheuchen sie darauf vor sich her. Es entsteht dann ein Wettlauf längs der Küste, die Schwächsten und damit Jüngsten bleiben am weitesten zurück, die Ältesten bilden die Spitze, die sich dazwischen fortzuschneidenden stellen die zwischen beiden geborenen Generationen dar. In dieser Weise ist es z. B. gelungen, auf einem Hügel der St. Paulinsel im Beringsmeer innerhalb von 4 Stunden annähernd 11 000 Seelöwenjunge herauszufinden. Im ganzen ergab die im Vorjahre vorgenommene erste Zählung der Jungen 92 269 Exemplare, während als Gesamtsumme des Bestandes an Seelöwen überhaupt 268 305 ermittelt wurde. Bei dem Schutze, den die amerikanische Regierung den Seelöwen angedeihen läßt, dürfte sich ihre Zahl schnell vervielfältigen.

• Der erschlagene Pessimist. Daß die Volkstimmung in Italien durchaus nicht so kriegsfreudig und optimistisch ist, wie die Regierung es gerne möchte, beweist eine Geschichte, die in der „Liberé“ aus Rom berichtet wird: Auf einem Gang durch die Straßen Roms gewahrte unser Berichterstatter auf einem Plaze einen gewaltigen Menschenauflauf. „Was gibt es hier?“ erkundigte er sich bei einem neben ihm Stehenden. „Ach, gar nichts Besonderes,“ erwiderte der Gefragte, „man erschlägt wieder einmal einen Pessimisten.“

**Büchertisch.**

— Die gewaltige deutsche Offensive im Osten hält gegenwärtig alle Welt in Atem, da man ahnt, daß von ihrem Ausfall die Entscheidung des ganzen Feldzugs abhängen wird oder zum mindesten stark beeinflußt wird. Diesem allgemeinen Empfinden trägt auch die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ (Ver-

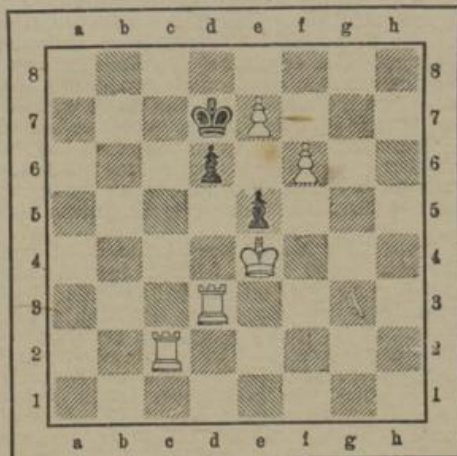
lag J. J. Weber) in ihrer neuesten Kriegsnummer 52 gebührend Rechnung. Felix Schwormstadt hält in einer doppelseitig wiedergegebenen Zeichnung das von ihm selbst beobachtete Leben und Treiben auf dem Bahnhof einer deutschen Etappenstation in Russisch-Polen mit bekannter Meisterschaft fest. Richard Ahmann setzt die packende Schilderung seiner Eindrücke fort, die er als künstlerischer Teilnehmer an den großen Durchbruchschlachten in Galizien gewonnen hat. Interessantes photographisches Material vervollständigt die bildliche Verlebendigung der Kämpfe auf dem östlichen und südöstlichen Kriegsschauplatz. Ebenso erklärt das blutige Ringen am Jonzo und in Südtirol an der Hand vorzüglicher Aufnahmen eine anschauliche Darstellung. Besonderer Beachtung wird die Serie von Zeichnungen Fritz Grotemeyers bezeugen, die unsere Marine in Beständen behandeln und Zeugnis davon ablegen, wie tapfer unsere blauen Jungens die Wacht in den Dünen halten. Die neueste Heldentat der österreichisch-ungarischen Marine, die Vernichtung des italienischen Panzerkreuzers „Giuseppe Garibaldi“ durch ein Unterseeboot, verheerlicht Willy Stöwer in einer wirkungsvollen Zeichnung. Aus dem übrigen Inhalt des Heftes heben wir noch den fesselnden, reich illustrierten Bericht über die Tätigkeit der deutsch-osmanischen Sanitätsmission hervor, sowie die ungemein lebendig geschriebene Kampfschilderung „Zwischen den Angeln der skandinavischen Front“ von Leutnant und Kompagnieführer Hans Schoenfeld. Auch die Aufsätze „Krieg und Schule“ von Professor Walter Stahlberg, „Das Doppelantliß des russischen Befehls“ von Dr. Valerian Tornius, „Maschinengewehre“ von Georg Schmitz und die ergreifende Revolutionskizze aus Estland „In sängerer Zeit“ von E. Albrecht-Doussin verdienen weitgehendes Interesse.

— „Hindenburg, der Russenschreck“, Lustige Verse von G. Mühlen-Schulte, mit zahlreichen Bildern von Willy Helwig. (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. in Berlin S. W. 11). Preis: M. 1.—. Dies kleine Werk des bekannten reimtrohen Mitarbeiters der „Lustigen Blätter“ ist wie ein einziges troches Lachen, ein Lachen, auf den Grundton der Liebe und Bewunderung gestimmt, die unser Volk seinem großen Feldherrn entgegenbringt. Durch die goldene Brille wüßigen Humors sieht man hier unseren genialen Russensieger in einem Licht, das uns sein Bild noch vertrauter macht, ihn uns menschlich näher bringt. Man liest schmunzelnd von der stillen Bescheidenheit des Lebens, das er am Tage vor dem Kriege führte; lernt seinen witzigen Durchschlau Stabuschle kennen, der dann wie ein Kobold durch alle Seiten des Buches purzelt; man geht nach Tannenberg; erlebt das Schicksal der Njemenarmee; man windet sich vor Lachen über „Das, was danach kam!“, nämlich den Wolfenbruch von absonderlichen Briefen und Paketen, die der berühmte Mann aus dem ganzen deutschen Vaterland und aus dem verbündeten Oesterreich-Ungarn erhielt. Dann raucht die Blut militärischer Großtaten vorbei „von Suwalki über die Karpathen nach Memel“. Und noch einmal lacht man herzlich, wenn man am Schluß das in urkomischen Kauderwelsch geformte Leidenbekenntnis zweier auf Vorposten stehender Kosaken hört. — Vortreffliche Bildschmuck aus des Zeichners Willy Helwig kunstgebüeter Hand, sowie eine gediegene Ausstattung helfen das Buch, dessen Preis nur M. 1.— beträgt, zu einem höchst gelungenen Ganzen abzurunden.

**Schach-Aufgabe.**

Von J. Eison.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer: Dering (1/2 Ei = 6); Ehering.